

Eine Kritik an den Gedanken von P. darf der Leser allemal nicht erwarten. Philosophische Untersuchungen für das Rechtsdenken fruchtbar zu machen, auch wenn diese Philosophien nicht unmittelbar Rechtsphilosophie betrieben haben, ist sinnvoll, die Beschäftigungen von Alois Troller mit E. Husserls Phänomenologie oder die Werner Maihofers mit der Philosophie M. Heideggers bewiesen dies. P.s Denken scheint mir nach dem Lesen von K.s Werk ergiebiger hinsichtlich seiner Zeichentheorie als seiner Freiheits- und Vagheitsauffassung, welche im übrigen eher dem Bekenntnis als einer Begründung entstammt. Gleichwohl ist es – ich darf sagen – spannend für die Zukunft zu verfolgen, wie 1. der P.sche Freiheitsbegriff dem Recht, einer immer eben auch heteronomen Ordnung, entgegengehalten wird, wie 2. die Vagheit, die „indeterminacy“, sich für ein Stabilität und nicht mehr erschütterbare Entscheidung produzierendes System fruchtbar machen läßt, und ob 3. die Öffnung auf die Konkretheit des Lebens das um seines Funktionierens willen abstrahierend vorgehende Recht lähmt oder zu Leistungen anspornt. Die Zeichentheorie von P. ist, gerade weil sie nichts so gänzlich Neues ist, eine sehr hilfreiche Verdeutlichung alltäglicher Verstehensprozesse und erleichtert die Einordnung des Rechts in Sprachgeschehen, Bilderwelt und Werte-haushalt einer Gesellschaft. Lohndend wäre es, P.sche Ansätze mit denen Rudolph von Jherings (1818–1892) in Beziehung zu setzen.

N. BRIESKORN S.J.

GULDEN, PIETER HENDRIK VAN DER, *Albert Görlands systematische Philosophie*. Berlin: de Gruyter 1990. IX/375 S.

Bei der vorliegenden Studie handelt es sich um die deutsche Übersetzung einer im Jahr 1943 in Utrecht eingereichten Dissertation, die sich, wie es im Vorwort heißt, mit einem zu Unrecht in Vergessenheit geratenen neukantianischen Autor befaßt, der in der Tat ein umfangreiches Opus hinterlassen hat, das der 1986 verstorbene Autor dieser Studie umfassend zu erschließen und gleichzeitig kritisch zu bewerten sucht.

Das entscheidende Charakteristikum von Görlands Ansatz sieht er darin, daß dieser die Philosophie als eine reine formale Angelegenheit betrachtet. D. h. „mit dem Unmittelbaren befassen sich die Fachwissenschaften“, während die Philosophie als „eine Besinnung zweiter Stufe auf die Vielheit der Objektivationsrichtungen und die darin sich auswirkenden Tendenzen“ (215) betrachtet werden muß. – Daß hier genuine Motive des Marburger Neukantianismus anklingen, ist keine Frage. Allerdings wäre es falsch, sich die Marburger Schule als monolithisches Gebilde vorzustellen. Innerhalb des Schulzusammenhangs gab es durchaus Differenzen zwischen den einzelnen Vertretern. Auch Görland, das macht v. d. G. deutlich, macht hier keine Ausnahme. Denn „Cohens Entwicklung des Kategorienzusammenhangs ist ihm fremd, und er bekämpft dessen Grundbegriff ‚Erzeugen‘; er verwirft Natorps reflexive, subjektiv-metaphysische Methode, da für seine philosophische Problemstellung die Wissenschaften nicht Mittel, sondern Zweck sind; Cassirers symbolische Geistphilosophie wird in seinen Augen der Aufgabe nicht gerecht, in deren Dienst er bedingungslos die philosophische Besinnung stellt, nämlich die Gewährleistung der nach allen Richtungen hin fortschreitenden, d. h. Einheit zuwebringenden Erfahrung“ (269 f.). – Was den Problemhintergrund von Görlands philosophischem Schaffen angeht, so spielten hier eine ganze Reihe von Themen hinein, die damals gewissermaßen in der Luft lagen und einer philosophischen Bearbeitung harhten. V. d. G. nennt im einzelnen: „Die Entwicklung der nicht-euklidischen Geometrien; die Relativitätstheorie; der Kampf zwischen Kapital und Arbeit; das Problem der sozialen Pädagogie; das wachsende Interesse für die romantische Philosophie des Stils, welches sich sowohl in der politischen Begriffsbildung als auch in den ‚Geistes‘wissenschaften manifestiert; die ... Abwendung von der Kirche und die damit parallel laufende Verinnerlichung der religiösen Einsicht, welche sich in einem erneuten Interesse für Mystik äußert“ (261). – Ein Problemkomplex findet bei Görland allerdings nicht die entsprechende Würdigung, obwohl er nach Meinung v. d. G.s von zentraler Bedeutung ist, nämlich das anthropologisch-ontologische Problem. Faktisch muß man allerdings genau unterscheiden zwischen einer scientistischen Außenseite der Görlandschen Argumentation und den Implikationen dieser Argumentation, die den reinen Scientismus gewissermaßen Lügen straft. V. d. G. macht

das wie folgt deutlich: Einerseits, so stellt er heraus, sei Görlands Prologik „szientistisch in einer so reinen Form, daß die Vernunft- und Erkenntniskritik, die von seinen kritizistischen Vorgängern geübt worden war, von ihm als Anthropologismus verworfen wird“ (359), d. h. sein einziges Ziel ist die rein formale Geltungsfundierung. Auf der anderen Seite ist die anthropologische Ausrichtung seiner Überlegungen nicht zu übersehen, denn „überall geht es ihm um Verwirklichung“, nämlich „um Seinsverwirklichung, Gemeinschaftsverwirklichung, Stilverwirklichung, Verwirklichung des Heiligen“ (360), und insofern geht er über Cohens „schmalbrüstigen Subjektivismus“ (361) weit hinaus. „Er sieht sehr ‚objektiv‘, hat ein offenes Auge für die ‚irrationalen‘ Seiten des menschlichen Wesens, erkennt den Wert seiner Emotionalität, vergißt mitnichten die ‚Realitätsbetroffenheit‘ und ergründet seine entwerfende ‚Geschichtlichkeit‘. Aber er sucht, als mißtraue er seiner eigenen ‚ontologischen‘ Einsicht, sein philosophisches Heil ausschließlich bei den Urteilssystemen, die diese verschiedenen ‚Gebiete‘ bereits objektiviert haben“ (ebd.).

V. d. G. würdigt Görland also als Übergangsgestalt, die sich einerseits noch in den Denkbahnen der neukantianischen Systematik bewegt und sich andererseits doch schon ein gutes Stück von deren Anfängen bei Cohen entfernt hat, womit er philosophiehistorisch ohne Zweifel nicht falsch liegt. Im übrigen stellt seine Arbeit trotz mancher zeitbedingter Züge, die nicht zu übersehen sind, die derzeit wohl immer noch eingehendste Beschäftigung mit Görlands Denken dar.

H.-L. OLLIG S. J.

HEIDEGGER, MARTIN, *Platon: Sophistes* (Gesamtausgabe, Bd. 19). Hrsg. Ingeborg Schüßler. Frankfurt a. M.: Klostermann 1992. 668 S.

Es handelt sich um eine vierstündige Marburger Vorlesung aus dem Wintersemester 1924/1925, also kurz bevor Heidegger (H.) sich an die Redaktion von „Sein und Zeit“ machte, dessen Vorspruch ja mit einem Zitat aus dem „Sophistes“ (244 a) einsetzt: „Offenbar seid ihr doch schon lange mit dem vertraut, was ihr eigentlich meint, wenn ihr den Ausdruck ‚seiend‘ gebraucht, wir jedoch glaubten es einst zwar zu verstehen, jetzt aber sind wir in Verlegenheit gekommen.“ Über die Zeiten hinweg grüßt H. Platon als einen der wenigen, die sich die Frage nach dem Sinn von „sein“ gestellt haben, bevor diese Frage, vorläufig-klassisch beantwortet von Aristoteles (205), verstummte, um erst wieder, nach Ansätzen bei Husserl (223 f.), im 20. Jahrhundert aufzutauchen. Den Dialog „Sophistes“ sieht H. auf halbem Wege zwischen Parmenides und Aristoteles. Dieser Weg wird immer wieder als ein Fortschritt bezeichnet, freilich innerhalb der Grenzen der griechischen Ontologie (die andererseits als die bisher einzige ursprüngliche Ontologie beurteilt wird). Mit dieser Einordnung ist das hermeneutische Prinzip gegeben, von der die Deutung des platonischen Textes geführt ist: Unter der Voraussetzung, daß die Ansätze der Ontologie Platons bei Aristoteles ihre reifere, klarere Form gefunden haben, wird Platon immer wieder von Aristoteles her aufgeschlüsselt. Schon der erste Teil der Vorlesung (225 von 650 S.) ist fast ganz dem Aristoteles gewidmet. H. betont zwar, damit wäre Aristoteles nicht einfach als der „Bessere“ hingestellt (11). Dennoch läßt er an zahlreichen Stellen erkennen, daß, ungeachtet der vielleicht gleich großen subjektiven Leistung, das Ergebnis bei Aristoteles deutlicher, besser begründet usw. ist (11. 65. 68. 124. 165. 507. 524. 572. 582 u. ö.). Wenn H. darüber hinaus dem Aristoteles auch in wesentlichen Punkten seiner Kontroverse mit Platon Recht gibt (so bzgl. der platonischen Bezeichnung der Ideen als ὄντως ὄν: 85, vgl. 210, und bzgl. der Transzendenz des Guten: 123), so spielt diese Parteinahme allerdings kaum eine leitende Rolle für die Deutung des Dialogs.

Das Doppelthema des Dialogs, dessen innere Einheit von H. zu Recht unterstrichen und en détail aufgewiesen wird, ist die Wesensbestimmung des Sophisten und die Frage nach der Möglichkeit des Nicht-seins. Das verbindende Element ist dabei der Trug (ψεῦδος), der seinerseits eine Möglichkeit des λόγος ist. Im Zentrum steht m. a. W. der λόγος hinsichtlich seiner Möglichkeit, falsch zu sein, d. h. für H. primär: in die Irre zu führen, zu verdecken. Die Gegenmöglichkeit dazu ist, daß der λόγος das Seiende an ihm selbst sehen läßt, m. a. W. daß er wahr ist. H. ist bemüht, die Bezeichnungen für diese Begriffe nicht so aufzugreifen, wie sie traditionell auf uns gekommen sind, ge-